

Sophie Fontanel
Das Verlangen

Sophie Fontanel

Das Verlangen

Wie ich mir eine sexuelle Auszeit nahm –
und die Lust neu entdeckte

Aus dem Französischen von
Svenja Geithner

KAILASH



Die französische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»L'envie« bei Éditions Robert Laffont, S.A., Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe

© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe Kailash Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2011 Éditions Robert Laffont, S.A., Paris

Lektorat: Antje Steinhäuser

Umschlaggestaltung: WEISS WERKSTATT MÜNCHEN
unter Verwendung eines Bildes © plainpicture

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-424-63057-2

www.kailash-verlag.de

Über einen längeren Zeitraum hinweg, von dem ich hier eigentlich weder sagen möchte, wann er genau begann, noch, wie viele Jahre er umfasste, habe ich in dem vielleicht verwerflichsten Zustand der Gehorsamsverweigerung unserer Epoche gelebt, nämlich ohne Sexualleben. Wobei dahingestellt sei, ob dies wirklich die passende Formulierung ist, wenn man bedenkt, welch ungeheures Maß an Sinnlichkeit diese Jahre begleitete; Jahre, in denen sich meine Erwartungen allein in meinen Träumen erfüllten – aber was für Träumen! – und in denen ich mich rein in Gedanken näher auf gewisse Dinge einließ – aber was für Gedanken!

Heute ist mir bewusst, wie erfüllt mein Leben seinerzeit war. Es war in keiner Weise belanglos. Im Gegenteil, es war reich, perfekt zugeschnitten auf meine Person. Und doch war nichts einfach, und diese Worte, die ich hier schreibe, wären mir einst schwer wie Blei aus der Feder geflossen, so sehr konnte ich mich zu-

weilen für meine Eigenartigkeit schämen, denn ich war Schlimmeres als einfach nur anders. Wir alle wissen, dass selbst die Leute, die anders sind, ein Sexualleben haben, das dieser Bezeichnung würdig ist; Dinge, die sie vorweisen, persönliche Desaster, zu denen sie sich bekennen können. Ganz anders hingegen wir, die Einzelgänger, gewaltfreie Armee, grausam gegen niemand anderen als sich selbst, zahlenmäßig nicht definierbarer, da totgeschwiegener Teil der Bevölkerung – wir wissen instinktiv, dass reden bedeutet, der Welt das preiszugeben, wodurch wir uns noch weiter ins soziale Abseits katapultieren. Es bedeutet, bewusst in Kauf zu nehmen, dass man über uns jene Dummheiten kolportiert, die verbunden sind mit dem, was nicht offen zu erkennen ist. Und es bedeutet, dass wir in den Augen der anderen zu Sündenböcken werden, die ihnen dazu dienen, sich in folgendem Punkt abzusichern: Wie willkürlich ihre fleischlichen Genüsse auch sein mögen, erbringen wir doch durch unser konkret greifbares Außenseitertum den Beweis, dass ihr Weg, das Thema anzugehen, immer noch besser ist als nichts.

Über dieses Nichts, das für mich so heilsam war und aus dem ich ungeahnte Kräfte schöpfen gelernt habe, über das, was eine zärtliche Geste für jemanden bedeutet, der keine Liebkosungen mehr erfährt und der wahrscheinlich auch niemandem mehr welche zuteilwerden lässt, über die anschwellende Obsession im Innern, von der man so treffend bemerkt, dass sie ei-

nem zu Kopfe steige, über die resignierte Menge, die ich gewahre, diese Menschen, die ich in Sekundenschnelle identifiziere und für die ich so eine innige Zuneigung empfinde, wollte ich ein Buch schreiben.

I

Die Ellbogen aufgestützt auf den Sicherungsbügel des Sesselliftes, der mich emportrug zu jenem Ort, den ich im Geiste bereits vor mir sah – blauer Himmel, sich auflösende Nebelschwaden, ein Stück Haut, das man von der Milch entfernt –, betrachtete ich die Tannen, die Bergkämme, die makellos weiße Weite, und ich dachte: Diesen Frieden wünsche ich mir für mich selbst auch. Diese Sache, deren wertvolle Wirkung ich doch immerhin erprobt hatte – ich meine jenes unübertroffene Gefühl, dass beim Sex alles von einem abgespült wird –, nun, die interessierte mich nicht mehr. Ich konnte es nicht mehr ertragen, dass man mich packt und schüttelt. Ich konnte es nicht mehr ertragen, alles mit mir machen zu lassen. Ich hatte zu oft Ja gesagt. Hatte ignoriert, dass mein Körper nach Ruhe verlangte.

Als er begriff, dass ich nicht auf ihn hörte, machte dieser Körper sich deutlicher bemerkbar. In letzter Zeit, vor diesem Wintersporturlaub, hatte sich ein im-

mer radikalerer Widerstand in mir geregt. Bei meinen intimen Begegnungen sträubte sich jede Faser meines Wesens, ohne dass ich dagegen auch nur das Gerings- te vermocht hätte. Ich schaffte es nicht mehr, meine verkrampten Fäuste zu lösen, es kostete mich Mühe, meine Hand auf den Laken zu öffnen, zumal sie sich ohnehin alsbald wieder zur Faust zusammenballte. Seit Wochen war ich genötigt, rundheraus Nein zu sa- gen zu dem, was mein Geliebter vorschlug. Er begann allmählich, die Geduld zu verlieren. Ich zwang mich. Dieser Geliebte glaubte, dass ich mich hingab, wäh- rend ich das Ganze einfach nur über mich ergehen ließ. Er glaubte, ich würde kapitulieren, während ich doch einzig nach einem Mittel trachtete, es so schnell wie möglich zu Ende zu bringen. Ich war zu einem armse- ligen Besitz des Mannes geworden, der meinte, mich in seiner Gewalt zu haben. Ich las den Argwohn in sei- ner Miene. Er war sich seiner Beute immer weniger sicher. Er erinnerte mich an jene Menschen, die dich bei einer Auseinandersetzung am Weglaufen hindern wollen, sich dann aber mit deinem Pullover in den Händen wiederfinden, während du selbst Hals über Kopf die Flucht ergreifst und dabei wie wild um dich schlägst.

Ich war gerannt und immer weiter gerannt, um bis zu diesem Wintersportort zu gelangen. Kaum dort ein- getroffen, hatte ich das örtliche Fachgeschäft aufge- sucht und hatte mich nicht etwa für eine Jethose, son-

dern für einen Skianzug entschieden, denn in diesem Kleidungsstück, das sich nur schwer ausziehen ließ, fühlte ich mich geschützt. Das Hotel lag ganz oben am Ende der Seilbahn, Letztere stellte ab 16 Uhr den Betrieb ein, und dann war dort nichts mehr als eine baumlose Weite. Es war keine Saison, wir befanden uns nur zu dritt im Hotel, den Besitzer, Jonas, bereits mit eingerechnet. Schon als kleiner Junge hatte er Johnny Hallyday vergöttert, und er hörte *L'Envie*, jenen Song über das Verlangen, das erst die Entbehrung neu entfacht, während er mich bediente. Er fühlte sich bemüßigt, mich zu warnen: »Hier oben in den Bergen gibst du irgendwann jede Hoffnung auf.«

Er hätte gut verzichten können auf die reine Bergluft. Beklagte sich, dass er in diesen Höhenlagen keine Frauen mehr kennenlernte, da er, um abends auszugehen, das Schneemobil nehmen und später dann bei tiefster Dunkelheit zehnmal so einsam, betrunken und bis auf die Knochen durchgefroren wieder nach oben fahren musste. Seine Unzufriedenheit erstaunte mich. Ich selbst erachtete es als unschätzbar wertvoll, fernab vom Rest der Menschheit zu weilen. Und die Lust einzig für den Horizont zu besingen. Als Gesellschaft das Knirschen des Schnees. Doch Jonas betrachtete die Dinge nicht unter diesem Blickwinkel. In seinem Leben gab es schon seit drei Jahren kein weibliches Wesen mehr. »Das macht mich ganz rasend«, erklärte er, während er drei frische Holzscheite in den Kamin leg-

te, mehr, als nötig gewesen wären. Die prachtvoll flackernden Flammen entschädigten ihn für die Monotonie seines Daseins. Am ersten Abend machte er mir wiederholt Komplimente. Unsere Isolation von der Außenwelt, die plötzlich so deutlich war. Er war ein athletischer Typ, ein ehemaliger Gebirgsjäger, das Gesicht braun gebrannt, darin die typischen, wässrig-hellen Augen der Bergbewohner. Zum Hals hin wurde seine Haut weißer, da niemals dem Tageslicht ausgesetzt, und wenn ich wollte, so könnte ich sie näher begutachten, er würde sie mir mit Sicherheit zeigen. Reflexartig schoss es mir durch den Kopf, dass eine Affäre mit diesem Mann durchaus vorstellbar wäre. Doch ich hatte den Gedanken kaum innerlich formuliert, als mein Körper auch schon dagegen aufbegehrte. Ich spürte, dass es mir unmöglich wäre, mich zu zwingen, dass sich alles in mir verschloss. Ich musste daran denken, wie ich einst beim Ausfüllen eines Kreuzworträtsels im Unterhaltungsteil von *Le Monde* meine liebe Not gehabt hatte, das Wort »Fallgitter« zu finden. Wohingegen es mir nun spontan in den Sinn kam.

Ich ließ Jonas alleine zurück und ging auf mein Zimmer. Ich dachte an Paris, an die Dinge, denen ich entflohen war, und sogar an den soeben verlebten Abend. Ich öffnete das Fenster auf die Schwärze hinaus, von der ich wusste, wie strahlend weiß sie in Wirklichkeit war. Ich atmete tief ein. Dieser Ort hier,

an den mich das Schicksal verschlagen hatte und an dem nichts als Schnee ringsum war, erschien mir wie ein von zärtlichem Gurren erfülltes Paradies. Flockig-weich und wie in Watte gehüllt, so wäre fortan mein Leben. Mich würde keiner mehr drankriegen.

Einem Menschen, der sich von seinen Fesseln befreit, steht die Welt offen. Ich habe Leute gesehen, denen das mit neunzig widerfahren ist. Doch vor allem stelle ich, wenn ich an meine Gymnasialzeit zurückdenke, fest, dass es schon immer in mir steckte: Hinter meiner Gewohnheit zu gehorchen trug ich den Drang zum Ausbrechen in mir. Der Unterricht, zu dem ich nicht erschien, das ungebärdige Pulsen, das dieser trockene Unterricht in meinen Adern hervorrief. Es ist schrecklich, die Sexualität mit der Knechtschaft eines Schülerdaseins zu vergleichen. Ich bin mir bewusst, dass diese Reflexionen ein negatives Bild von der Person erwecken werden, die ich vielleicht war, diese Reflexionen zu den Pflichten, die man erfüllen muss, zu fadem Unterricht, Langeweile und dem Verhältnis zur Autorität in einem kulturellen Umfeld, in dem die Menschen eher sterben würden, als zuzugeben, dass sie in einem bestimmten Abschnitt ihres Lebens der Sexualität überdrüssig waren. Häufig wird dieses Des-

interesse mit Unvermögen verwechselt. Dabei sind wir so viele, die wissen, dass es nicht etwa so ist, dass wir nicht können, sondern dass wir uns einfach nicht mehr in dieser Rolle sehen. Man hat die Wonnen der Liebe bis zur Neige auskosten, und nun? Was gestern ein zwingendes Argument war, ist es heute nicht mehr. Das Ergebnis ist den Einsatz nicht länger wert. Das ist der Grund dafür, dass man sich zurückzieht.

Ja, ich würde fast so weit gehen zu behaupten, dass es eine irrsinnige Wohltat ist.

Nach meinem Aufbruch in die Wintersportferien glättete sich mein Gesicht binnen weniger Wochen. Man kennt sich ja selbst, das konnte nicht einzig der guten Luft zu verdanken sein. Der Beweis dafür war, dass ich mir in Paris, auch nachdem die wohltuende Wirkung des Gebirgsaufenthaltes verblasst war, nicht nur diesen leuchtenden Teint bewahrte, sondern dass ich noch blendender aussah. Auf einem Foto entdeckte ich, dass ich begonnen habe, regelrecht zu strahlen. Welche Begegnung verwandelte mich derart? Zu welchem Rendezvous war ich unterwegs, mit einem so zuversichtlichen Glanz in den Augen und dem blühenden Teint einer Befreiten? Als mein Geliebter mich ein letztes Mal im Café wiedertraf, war diese Klarheit, die ich verströmte, für ihn unangenehmer als gleich welche Worte. Er sah sehr wohl, dass ich mich weit aufrechter hielt als vorher. Seinem Brauenrunzeln entnahm ich, dass er schwankte, ob er mich schon jetzt für

gefährlicher als eine Jungfrau halten sollte oder für so verschlossen wie eine Auster, eine Autistin, trotz meiner ungewohnt liebenswürdigen Miene, oder aber ob er folgern sollte, dass ich mich einem anderen Mann zugewandt hatte, was die Sache vielleicht am ehesten erklärte. Er musterte mich vom Scheitel bis zur Sohle, zog binnen zehn Sekunden Bilanz hinsichtlich meiner Verwandlung und fragte mich, ob ich verliebt sei, da dies letztlich für ihn die einzig plausible Erklärung war.

Er war nicht der Einzige, der sich die Frage stellte. Meine Freundin Henrietta hatte mich kaum erblickt, wie ich strahlend und beschwingten Schrittes ins Café hereinkam, schon wollte sie wissen: »Wie heißt er denn?« Sobald man sich selbst begegnet, versuchen die anderen herauszufinden, wer das wohl sein könnte, dem man da begegnet ist.

Ich kann sagen, wer diese Person war, die mich dazu brachte, allem den Rücken zu kehren. Ich brach auf, um diejenige wiederzufinden, die ich Jahre zuvor gewesen war. Dies junge Mädchen wirkte mit dreizehn wie eine Sechzehnjährige. Dies junge Mädchen war mit der Gabe gesegnet zu lesen, sie würde Schriftstellerin werden. Doch das war nicht das, wovon sie zu jener Zeit am stärksten in Anspruch genommen war. Sie, ja sie träumte von der Lüsterheit. Vom offenen Hemd eines Mannes, der am besten noch blaue Augen hatte, oder von der Stelle, an der die Männer das haben, was die Frauen auf andere Weise besitzen und

was nicht sichtbar ist – diese elementaren Dinge trieben das junge Mädchen um. Sie mit ihrem leichten Kleidchen war frühreif. Und ihr war bereits im Voraus klar: Man lernt nichts in Sachen Sinnlichkeit, man weiß es von Anbeginn. Aus ebendiesem Grund platzte sie beinah vor Ungeduld, zur Frau heranzureifen. Sie hatte es eilig, die höheren Weihen zu erhalten – selbstredend dachte sie dabei nicht an die ach so fade Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, wie sie sie bei der kirchlichen Firmung erfahren hatte. Nein, es musste doch Elevationen geben, die auf frevelhaftere Weise esoterisch waren.

Um ihre Ungeduld zu bezähmen, musterte sie sich im Spiegel. Sie stellte fest, dass sie das Glück hatte, wenn schon nicht perfekt, so doch zumindest rank und schlank zu sein. Was ihr nicht klar war: Sie verfügte über die Eigenart, eine latente Verruchtheit in ihren Blick zu legen. Und die Männer erkannten diese Verruchtheit. Sie erkannten an diesem jungen Mädchen das, was es ins Straucheln brachte. Wie hieß doch gleich noch jene Zufallsbekanntschaft, ein Mann, dessen Blick den ihren kreuzte, ein Tourist aus Mexiko mit honigsüßer, lockenumkränzter Engelsmiene? Er sagte zu ihr auf Spanisch: »*Tus ojos ...*«, was so viel heißt wie »Deine Augen ...«. Es war in einer Diskothek, zu der sie natürlich von Rechts wegen in ihrem Alter gar keinen Zutritt gehabt hätte. Das Recht, ja ... Sie hatte ja nicht einmal das Recht auszugehen.

Am Tag darauf hatten sie sich erneut getroffen, er wollte ins Museum. Sie war ein hochintelligentes Mädchen, und es vermittelte ihr ein Gefühl der Sicherheit, dass er kultiviert war. Er musste noch einmal in seinem Hotel vorbei. Und sie hatte durchaus Lust, einmal eine echte Luxusherberge zu sehen. Es war in der Nähe der Madeleine-Kirche. Er begann sich auszuziehen, ein Spiel. Der perfekte, zum Anbeißen süße Körper dieses jungen Mannes. Er liebte die Impressionisten, er sah gut aus. Fasziniert hoffte sie. Der Mann hatte nun auch seine restlichen Kleider abgelegt, er war nackt, und ihr Entzücken erreichte seinen Höhepunkt: Es war tatsächlich so, wie sie es sich immer ausgemalt hatte. Es war fabelhaft. Sie musste sich nicht mehr länger Gedanken machen, eines Tages würde sich alles fügen.

Mit ihren dreizehn Jahren wollte sie es, außer sich vor Begeisterung über diese Indizien, dabei belassen. Sie mit diesem Bild im Kopf ein paar Jahre beruhigt zurücklehnen.

Sie schickte sich an, aus dem Bett zu steigen. Der Typ hielt sie am Handgelenk zurück. Sie erklärte, sie wolle gehen. Er ließ ein törichtes Lachen hören, das nichts Gutes verhiess. Er war zwanzig Jahre älter als sie. »Um ehrlich zu sein – ich bin erst dreizehn«, hielt sie ihm entgegen. Sie war trotz ihrer Intelligenz von lächerlicher Naivität. Denn was glaubte sie eigentlich? Dass ein Mann, dessen Begehren so heftig entbrannt

war wie bei diesem hier, ein Unbekannter, der am Tag darauf in sein Heimatland zurückkehrte, es bei der reinen Theorie bewenden lassen würde?

Wir waren fünfzehn, Henrietta und ich. Sie war die beste Schülerin am Gymnasium. Sie sollte später einmal eine glänzende Karriere als Archäologin hinlegen, sollte sich vor den Kameras der BBC gewandt durch die antike Nekropolis von Alexandria bewegen. Doch in dem Moment lagen wir erst einmal, in der Wohnung ihrer Eltern, auf ihr Rattanbett hingelümmelt. Wir wiederholten unseren Lateinstoff. Mit Griechisch waren wir soeben fertig geworden. Was an Henrietta beeindruckte, war, dass sie aus einer wahren Liebe zum Lernen heraus die toten Sprachen, die für mich nichts als Stolpersteine bereithielten, nahezu fließend sprach. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit dem Finger die unergründlichen Sätze von Titus Livius nachfuhr. Sie entschlüsselte sie Wort für Wort, für sie war dies gleichsam eine vertraute Blindenschrift.

An jenem Tag war Henrietta ganz Feuer und Flamme bei einer Übersetzung des *Zweiten Punischen Krieges*. Mag sein, dass sie sich über mich mokierte, sich



Sophie Fontanel

Das Verlangen

Wie ich mir eine sexuelle Auszeit nahm - und die Lust neu entdeckte

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 192 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-424-63057-2

Kailash

Erscheinungstermin: August 2012

Sophie Fontanel hat einen interessanten Job und viele Freunde, ist erfolgreich und attraktiv. Soweit alles ganz normal. Eigentlich. Bis sie sich eines Tages für ein Leben ohne Sex entscheidet. Nicht etwa weil er ihr gleichgültig geworden wäre. Sondern einfach, weil ihr Körper nicht mehr will, nicht mehr kann, »nicht mehr so« jedenfalls. Ihre Umwelt reagiert irritiert, ratlos und schließlich verärgert, so etwas tut man nicht in ihren Kreisen. Mit Witz und scharfer Beobachtungsgabe schildert Sophie Fontanel die Kuppel- und Therapieversuche ihrer Freunde, deren Beziehungen alles andere als ein Vorbild sind, und sie erzählt von den Augenblicken, in denen sie unvermittelt die Lust wieder überkommt: bei der Berührung einer Hand, einer Massage oder gar dem Anblick Robert Redfords im Kino. Als wieder ein Mann in ihr Leben tritt, ist sie bereit, auf sich selbst und ihre Bedürfnisse zu hören. Feinfühlig und pikant, ehrlich und versöhnlich – der Bestseller aus Frankreich über den Umweg zur Lust.